

MARKUS BAUMGART

DAS WESENTLICHE ALLES SCHRECKLICHEN – FRITZ STEISSLINGERS TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN VON DER WESTFRONT 1916/17

»Das Wesentliche alles Schrecklichen habe ich damals jedenfalls für mich behalten«, diesen Satz schrieb Fritz Steisslinger in einem Brief an seinen Sohn Hans im September 1943, mitten im Zweiten Weltkrieg. Das »Damals«, auf das sich der Satz bezieht, das war der Erste Weltkrieg, den Fritz Steisslinger in voller Länge als Soldat durchlebte. Weiterhin ist in dem Brief zu lesen, dass er bewusst weder in Erzählungen noch in seiner Malerei eine Grenze überschreiten wollte, die die von ihm »geschützte oder gar geliebte Umwelt« zu weit in das Herz der Kriegsfinsternis geführt hätte. Und so findet sich in seinem malerischen Werk tatsächlich nichts von den Kriegsdarstellungen, wie sie von Otto Dix et al. hinlänglich bekannt sind. Ganz anders jedoch in den persönlichen Aufzeichnungen in seinen Notiz- und Tagebüchern aus dieser Zeit.

Der hier vorliegende Essay konzentriert sich insbesondere auf das Material aus den Jahren 1916 und 1917, das sich im Nachlass erhalten hat und das – wie ich meine – einen Höhepunkt der persönlichen Auseinandersetzung Steisslingers mit der Kriegssituation im Allgemeinen und seiner persönlichen Situation im Speziellen darstellt. Steisslinger befand sich zu der Zeit im Kriegseinsatz an der Westfront: zuerst in Belgien in der Gegend um Ypern, ab August 1916 in der Region Hauts-de-France zwischen Cambrai und vor allem bei Combles, also mitten in der Kampfregion der sogenannten »Schlacht an der Somme«. Dass und wie Fritz Steisslinger in seiner Zeit als Frontsoldat versuchte, weiterhin malerisch tätig zu sein, haben bereits Hans-Jürgen Imiela (siehe dort auch die historischen Hintergrundinformationen) und (zuletzt) Gerhard Schneider dargelegt.¹ Daher bezieht sich dieser Text explizit nur auf die schriftlichen Aufzeichnungen Steisslingers, gefolgt von einigen exemplarischen Tagebuchauszügen.

Der Bestand des Steisslinger-Nachlasses aus besagter Zeit enthält insgesamt fünf Notizbücher. An erster Stelle ein offensichtlich sehr sorgfältig geführtes, umfangreiches Tagebuch, das am 30. Dezember 1915 beginnt und am 26. März 1917 endet. Auf dieses folgen zwei schmale, ca. 9 x 15 cm große, chronologisch datierte Tagebücher, das eine vom 29. März bis zum 16. August 1917, das andere vom 19. September 1917 bis zum 9. März 1918. Beide Hefte enthalten jeweils vorne und hinten Seiten mit Kalenderinformationen zu den Jahren 1916/17 sowie Portoinformationen für Postsendungen; eines hat zudem auf Umschlag und Titelseite den Aufdruck »Notizbuch«. Es handelt sich bei Letzteren also um handelsübliche Hefte, dazu bestimmt, vom Besitzer jederzeit bei sich getragen zu werden.

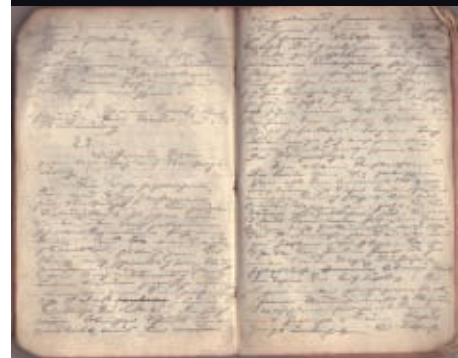
Im Gegensatz dazu hat das erste Buch mit ungefähr 11 x 17,5 cm ein deutlich unhandlicheres Format und ist wesentlich dicker: Sind die späteren Tagebücher nur einfach geheftet, woraus sich Buchblöcke mit 46 bzw. 24 Blatt Umfang ergeben, besteht das große Tagebuch aus fünf gehefteten Bögen mit je 16 Blatt, also insgesamt 80 Blatt bzw. 160 Seiten. Parallel zu diesem existieren zwei kleinformatige, ca. 8,5 x 13,5 cm große Heftchen aus demselben Zeitraum. Das erste davon lässt sich auf Grund einzelner Datumsangaben auf den Februar 1916 datieren. Darin enthalten sind zehn Seiten mit losen Notizen, 14 Leerseiten und die Spuren vieler ausgerissener Seiten. Das andere enthält ebenfalls zahlreiche Leerseiten – mitten darin eingestreut eine Notiz und zwei hingehuschte Zeichnungen, von denen die aussagekräftigere ein Pferd von hinten zeigt –, ein paar Ausrisse und ist ansonsten von beiden Seiten her beschrieben. Soweit mit Datum versehen, stammen diese Einträge aus dem Zeitraum Juni 1916 bis Februar 1917, stehen weitgehend zusammenhangslos nebeneinander und sind teils in Gedichtform verfasst. Dazuhin finden sich Namenslisten (vermutlich dienstlicher Art), eine Liste von Werken der klassischen Literatur unter der Überschrift »Universalbibliothek« und zwei weitere kleine Zeichnungen: Entwürfe für eine Kriegsannehmung und ein Interieur, das wohl einen Schlafenden oder Verwundeten im Unterstand zeigt.

¹ Imiela, Hans-Jürgen: Fritz Steisslinger. 1891-1957. Leben und Werk, Stuttgart 1990; darin S. 33-46 zur Zeit des Ersten Weltkriegs

Schneider, Gerhard et al. (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg im Spiegel expressiver Kunst. Kämpfe · Passion · Totentanz. Werke aus der Sammlung Gerhard Schneider und aus Künstlernachlässen, Reutlingen u.a. 2014; darin S. 226-239 zu Fritz Steisslinger

Ganz anders wiederum das großformatige Buch. Dieses enthält 142 beschriebene Seiten in zeitlich linearer Abfolge, die Einträge stets datiert. Ausgerissene Seiten finden sich erstmals an zwei Stellen innerhalb der vierten Heftung. Da kein Textverlust festzustellen ist, ist es plausibel, dass Steisslinger entweder diese beiden Blätter im Schreibprozess ausriss, weil er mit dem Geschriebenen nicht zufrieden war, oder dass die Seiten – beispielsweise durch Schmutz – vor dem Schreiben beschädigt wurden. Ein anscheinend mutwilliger Ausriss von fünf Blättern findet sich erst ganz am Ende des Buches, also dort, wo man gegebenenfalls Seiten ausreißen würde, wenn es eines Blatt Papiers bedarf, das anderweitig nicht zur Hand ist. Dadurch fehlen die ersten beiden Blätter dieses fünften Heftblocks ebenfalls und das dritte ist lose, aber auch hier ist der Text durchlaufend. Zudem lässt sich aus dem Schriftbild schließen, dass das große Tagebuch von Fritz Steisslinger sehr sorgfältig, diszipliniert und explizit zum Zweck der Reflexion seiner selbst und der Geschehnisse in Momenten, in denen dafür ausreichend Zeit war – wahrscheinlich im Unterstand –, geschrieben wurde. Die Eintragungen nahm er zumeist mit Graphitstift in flüssiger Handschrift und mit nur wenigen Streichungen vor. Das Schriftbild schwankt zwischen einer großzügigen, eher eilig wirkenden Schrift und einem ruhigen Schreibfluss, bis hin zu minuziösen Einträgen in sehr kleiner Schrift, die Seite mit engen Zeilen ausfüllend. Fast alle Tagebucheinträge machen aber den Eindruck, mit Bedacht geschrieben worden zu sein. Die beiden parallelen Heftchen hingegen waren vermutlich Alltagsobjekte, die er stets bei sich trug, um nebenbei einen Gedanken, eine Dienstanweisung schnell festzuhalten oder Letztere auf einem ausgerissenen Blatt weiterzugeben.

Dieser Eindruck bestätigt sich inhaltlich. Zwar laufen Tagebuch und Notizhefte im Prinzip unzusammenhängend nebeneinander her, aber an einer Stelle lässt sich eine Korrespondenz feststellen. Hierbei handelt es sich allerdings auch um die einzige Passage, in der in den beiden kleinen Notizbüchern eine ernsthaft tagebuchartige Notizform zu Tage tritt. Am 26. Juni 1916 schreibt Steisslinger in sein großes Tagebuch: »2 Tage hinten bei der Batterie gewesen. Heut Früh auf Beobachtung. Es ist überall still. Die lange Ruhe plagt einen. Man hat so viel unnütze Zeit, Schlimmes zu denken. [...] Ich denke, dass man dann rumstinkt und die Zeit wegwirft, wie ein Schuft seine Ehre. Deine beste, allerbeste Zeit!« Und wie zur Erklärung findet sich im Notizheft ein auf den gleichen Tag datierter, als »Pensieri improvisati« bezeichneter Eintrag: »Ich zweifle daran, ob ich dies leisten kann, was ich notgedrungen müsste, um trotz des Schlechten in mir mich selbst achten zu können. [...] Mit der Selbstachtung ist es, meine ich, nicht so fraglos einfach. Das riskiert große Töne: einer mit verlорener Selbstachtung spreche selbst sein Urteil. Jawohl – aber anders rum. Der Schlechteste ist der nicht, hat er den Mut sich zu verachten. Wenn er auch Schuld hat, dass seine Ehrlichkeit ihn zum Verbrecher macht. Das ist's: wir leiden an uns'rer Ehrlichkeit solange wir's sind. Und wenn wir's nimmer sind, dann achtet der Schuft den Schuft.« Tags drauf notiert er in das Tagebuch in recht sachlichem, obgleich mit darunterliegend sarkastischem Tonfall: »5 Uhr morgens Feuerteufel: eine halbe Stunde lang. Die Engländer erwidern mit Minen und Schrapnells. [...] Die Batterie hat dann geschossen auf Trupps ablösender Feinde. Resultat: mit Sicherheit einen verwundeten Engländer festgestellt. Schusszahl oder eigene Unkosten: 11 Schüsse à 50 Mark: man sehe die Leistung. –« Der Eintrag im Notizbuch hingegen zeugt von deutlicher Unmittelbarkeit: »Im Graben bei Ypern. Stumpf, geistesmordend-langweilig ist's. Lebt man tot wie jetzt? Man lebt nicht und sterben tut man auch nicht. Und grad das Mittelding dazwischen ist brutal, derweil es nichts ist. Casus belli della vita: das ist die schöne Sünde. Was die stümperhaft beginnt vollendet der Tod: uns zugrundrichten, dieweil wir über uns selber hinaus wollen. Und doch machen sie allgemein recht viel Aufhebens vom Sterben, und hängen sich dran und zerren dran an ihrem bisschen Leben, wie an Glockenseilen und nehmen es für Musik, wenn's ihnen in den Ohren hallt. [...]« Selbst unter der Einschränkung, dass diese beiden Passagen in ihrer Parallelität eine Sonderstellung einnehmen, zeigen sie, wie Steisslinger in den Notizbüchern aus einer Situation unmittelbarer Betroffenheit heraus schrieb, während die »offiziellen« Tagebucheinträge mit mehr Distanz



Umschlag-Vorderseite des großen Tagebuchs

Skizze aus dem Unterstand (Schlafender oder Verwundeter) / Entwurf für eine Kriegsleihe aus einem der Notizbücher

Pferdeskizze aus einem der Notizbücher

Großes Tagebuch, Aufzeichnung vom 23. Juni 1916 (Seite 1 und 2)

und reflektierter erfolgten. Wenn auch nicht ausnahmslos, denn unter Letzteren gibt es ebenfalls Passagen, in denen sich Steisslingers Erregung beim Schreiben spürbar Bahn bricht.

In den obigen Zitaten finden sich bereits die wichtigsten Leitthemen, die sich durch das gesamte große Tagebuch ziehen. An dieser Stelle sei in Erinnerung gerufen, dass Fritz Steisslinger 1891 geboren wurde. Zur Zeit der vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen war er dementsprechend Mitte Zwanzig, also ein junger Mann, der – wie so viele andere – inmitten seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung in den Schlund der Bestie Krieg geworfen wurde. Die daraus resultierenden inneren Kämpfe spiegeln sich deutlich in Steisslingers großem Tagebuch wider: Es ist in toto als persönlicher Entwicklungsroman lesbar. Vordergründiges Thema ist zwar die Kriegssituation, dazwischen eingestreut seine Unsicherheit in der Beziehung zu Elisabeth, genauer der von ihr zu ihm. Eigentliches Thema ist aber die Selbstreflexion, der Versuch, sich seiner selbst klar zu werden, herauszufinden, was er von seinem Leben erwartet, zu erwarten hat – eine Frage, die durch die lebensfeindliche Extremsituation des Krieges zusätzliche Dringlichkeit erfuhr. Unter diesen Vorzeichen werden die Sorgfalt, mit der Steisslinger das Tagebuch führte, und der literarische Sprachduktus der ausführlicheren Einträge verständlich. Denn bereits in der Art der Niederschrift vergewisserte sich Steisslinger seiner selbst und damit einhergehend seiner selbstgewählten künstlerischen Existenz. Bezeichnend dafür ist ein Tagebucheintrag vom 1. Mai 1917 (er ist da gerade auf Heimaturlaub): »Zu Böhringers am Nachmittag. Nur die feminine Hälfte angetroffen. [...] Meine Briefe hat sie gelobt – den Geist darin. Sie meinte, dass ein tadelloser Schriftsteller in mir stecke.«

Wie bereits erwähnt, ist die Diskrepanz zwischen den das Grauen des Kriegs explizit und oft drastisch beschreibenden Tagebucheinträgen und dem malerischen Werk unübersehbar. In Letzterem taucht der Schrecken bestenfalls indirekt, etwa in Form von Masken oder Karnevalsszenen, auf. Im eingangs zitierten Brief schreibt Steisslinger, dass er seine Umgebung vor all dem erlebten Schrecklichen schützen wollte. Aber vielleicht wollte er nicht nur seine Umgebung, sondern ebenfalls sich selbst davor schützen. Nach allem, was über Fritz Steisslinger bekannt ist, war er eine Persönlichkeit, der Selbstzweifel wahrlich nicht fremd waren. Dazu eine Auseinandersetzung im malerischen Werk mit dem, was er im »Großen Krieg« erlebt hatte – das hätte möglicherweise seine psychischen Kapazitäten überschritten. Weshalb diese Schilderungen in den persönlichen Notizen gut aufgehoben waren, um sie nicht nur anderen nicht zumuten zu müssen, sondern darüber hinaus eben auch nicht sich selbst. Er schrieb die schrecklichen Erinnerungen quasi von sich weg und verweigerte sich einer erneuten Berührung im Malprozess. Was nun aber nach simpler Verdrängung klingt, wusste Fritz Steisslinger kreativ umzuarbeiten: Er setzte malerische Ästhetik gegen den Realismus, und sein Mittel dabei war die Farbe. Trotz aller Zweifel etc. finden wir in den Tagebüchern gleichsam den dem Leben zugewandten Steisslinger, der sich nicht selbst zerreißen, sondern lieber am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen wollte. Und das, indem er das Leben in der Farbigkeit seiner Bilder feierte, einer Farbigkeit, die er in der Realität zu entdecken wusste und permanent malerisch umzusetzen versuchte, und so eben zu dem sein Werk kennzeichnenden »malerischen Maler« wurde.

Bislang habe ich mich primär auf den Inhalt des großformatigen und umfangreichen Tagebuchs bezogen, das in Format und inhaltlicher Substanz hervorsteicht. Das bereits erwähnte, sich chronologisch anschließende Notizbuch wirkt dagegen weniger diszipliniert und vor allem zunehmend fahrig und uninspiriert. Am 15. April 1917 merkt Steisslinger an: »Im Übrigen: es wäre gut, wenn ich Urlaub bekäme, weil ich sonst vollends verblöde. Ich spüre meine geistige Spannkraft abnehmen.« Hinzu kamen eine vorhergehende fiebrige Erkrankung, die Zermürbung durch den Krieg – letztlich könnte man wohl von einer sich permanent verschlimmernden depressiven Stimmung sprechen. Am 19. April nennt er das Notizbuch schließlich »Kehrichtbüchlein«, notiert Aussagen wie: »Es ist unsäglich, wie ich leide«, »Glauben verloren« und mehr oder weniger offensichtliche Selbstmordgedanken, um mit der

Aussage zu schließen: »Ich schreibe nicht weiter, mich schüttelt mein Lachsmerz.« Auch die Heimaturlaube Anfang Mai und Juli brachten keine Linderung. Als er am 5. August 1917 wieder im Dienst ist, kommentiert er die seit einem Monat fehlenden Einträge mit: »Schließlich ist es nie schade, wenn man überhaupt nicht Buch führte. Jedenfalls wenn man bald keinen Ausdruck mehr weiß, sich zu entlassen. So stumpf ist man geworden [...].«

Dieses Notizbuch endet am 16. August 1917, daran schließt sich ein am 19. September 1917 beginnendes Heft an, das auf der ersten Seite sogar überschrieben ist mit »T.B. Fortsetzung«. In ihm setzt sich fort, was über das vorherige gesagt wurde. Interessant allerdings ist das vermehrt auftauchende Masken- und Narrenmotiv. Erstmals am 27. Januar 1918: »Dass wir meistens nicht zum Narren gehalten werden, sondern dass wir Narren sind. [...] Ich selbst bin jedenfalls einer der kompetentesten.« Tags drauf erwähnt er seine Launenhaftigkeit, die zu verstecken er nicht gewillt ist. »Sehr übel ist das und oxsenhaft dumm, dass ich nie die rechte Maske zur Hand habe.« Und erneut fällt in diesem Eintrag der Begriff »Narr« mit Bezug auf sich selbst, ebenso am 4. Februar 1918. Freilich sind das nur lose Anknüpfungspunkte, aber möglicherweise eben die zum Motiv der Maske und des Narrenspiels in Fritz Steisslingers künstlerischem Werk.

Im Folgenden einige exemplarische Tagebuchauszüge (hier in Form eines durchlaufendes Textes, die Datumsangaben in Klammern den entsprechenden Abschnitten nachgestellt). Den inhaltlichen Schwerpunkt habe ich auf Schilderungen des Kriegsgeschehens gesetzt.²

Nachts ½ 10 Uhr, während ich dies schreibe rollt unaufhörlich der Kanonendonner. Das Haus zittert unter dem Getöse. Der Himmel gegen Ten-Brielen ist ein Feuermeer. Morgen reit ich wieder vor, gespannt, was alles da wieder zu sehen und zu erfahren ist. – – – Sonderbar! Wie man als Mensch ist und was man als Merkwürdigkeiten an sich feststellt. So sind die beiden Tage gewiss angetan, einen voll zu beschäftigen und gefangen zu nehmen mit den Ereignissen. Und da ist mir oft zumut, als wenn es nirgends eine persönliche Gefahr gäbe. Das Wirkliche verfliegt wie der flandrische Nebel. (15. Februar 1916)

Den ganzen Tag gefeuert wie's geht. Müller gefallen. Ein Streuschuss in die Batterie geschlagen. Den Bauch hat's dem armen Kerl zerrissen und Fuß und Arm abgeschossen. Schrecklich! – – – Die ganze Nacht am Abzug gesessen. (2. März)

Um 6 Uhr nochmals zur Kolonne. Wir haben dann noch über Müllers Tod geredet und dass es schad' um ihn sei. Dann durch den Abend gegangen und viel Luft und Freude mitgenommen hinein ins Kommende. Ich bin heiter gewesen –, aber ich weiß doch deutlicher, immer deutlicher, dass meines Wesens Unterton die Schwermut ist und bleibt. (19. März)

Wir sind umgezogen, von rechts nach links. Miserabler Fraß! Saugeschäft! Im Übrigen alles beim alten. Ich bring' den innerlichen Trübsinn nicht los. Wenn ich mich auch noch so anstrengte. Dann bilde ich mir ein, ich sei ja so gut auf dem Laufenden mit mir selbst, dass ich versuchen könne, auf andere einzugehen. Ich tue es dann auf die verschiedenste Art und Weise. Als fossiler Statistiker, als alter Schleppesel der Philosophie, sophistisch gar oft und öfter noch sarkastisch, oder im bummelnden Schlendrian ästhetischer Rhetorik – wurst. Jedenfalls wär' ich lieber mit mir selbst im Reinlichen: so bin ich's mehr mit anderen. Backfischschwärmereien oft und oft steinalt. Oft riecht's wie Kinderwäsche und oft wie Schnupftabak. (16. April)

Hinten in Feuerstellung. Hin und wieder trommeln die Engländer und wir schießen. Verbindung saumäßig. Überblick über die 8 Tage und manche starke Anforderung an die Nerven. Die Hagelschauer auf Beobachtung. Auf Leitungsflickten 2 Schritt weg ein Schuss. Dreckbollen an den Kopf – für diesmal. Dann Volltreffer im Unterstand. Dann in den englischen Stellungen. Das Chaos des Todes, »verreckt an sich selber« – hab' ich gedacht. Trübe – trostlos – gemein! Aber das ist doch die Orgie der Wahrheit und des Rechts und der Kultur und der Menschenwürde! – Scheißegal!! – – (11. Juni)

² Editorische Notiz: Mit Dank an Frederica Steisslinger, die für die vorliegende Untersuchung die Originaltagebücher zur Verfügung stellte – es ist sehr beeindruckend, diese Dokumente in der Hand zu halten und zu wissen, dass Fritz Steisslinger sie vor 100 Jahren in den Schützengräben der Westfront bei sich trug. Der Inhalt der Hefte liegt als Maschinenabschrift vor, die Frederica nach Diktat von Eberhard Steisslinger erstellte. Für diesen Katalogbeitrag habe ich die Tagebücher partiell mit den Abschriften verglichen, mich letztlich aber dafür entschieden, der einfacheren Lesbarkeit halber offensichtliche Rechtschreib- oder Übertragungsfehler stillschweigend zu korrigieren, Wörter, die im Original abgekürzt, in der Abschrift aber ausgeschreiben sind, ausgeschreiben beizubehalten etc., die Textauszüge also sprachlich und grammatikalisch dort moderat zu glätten, wo nicht eindeutig sprachliche Eigenheiten Fritz Steisslingers vorlagen. Die Auszüge geben zumeist vollständige und zusammenhängende Abschnitte wieder, wenn auch nicht immer komplette Tageseinträge. Mein Anliegen war, das Tagebuch auf einen gut lesbaren Abschnitt zu komprimieren – wobei ich freilich sehr strikt vorgehen musste –, ohne den Sinnzusammenhang zu verfälschen.



Foto: Beim Malen im Unterstand

Wiederum den zweiten Tag auf Beobachtung. Die Wege gegangen, die neu durchstochenen, zur Saubucht. Die große Traurigkeit ist schon eine Weile über mich gekommen. Ich werde nimmer froh werden. Und da war's wieder stärker, grausiger. Der Krieg mag schrecklich sein, blutig grausam. Am meisten ist er doch erbärmlich. Und eben darum grausig – grausig ... ein einziger Friedhof, scheußliche Katakombe. Eine Wollust des Ekels! Da hängt ein bleicher Schädel unvermittelt aus der neuen Wegwand hervor. Vom übrigen sind nur die Schultern zu sehen. Seltsamer Kontrast des farbigen Tuchs vom Rock, gut erhalten, über dreimalsgrauer Verwesung hängend. Rings ein scheußliches Chaos, durch welches man mühsam sich hindurchwühlt. Die Infanterie schafft so gut es geht, jeden Augenblick fast sicher, einem Toten aus ihren Reihen den scharfen Spaten ins Gesicht zu hacken. Loch um Loch. Das muss sich ansehen, wie vom Krebs zerfressen, aus der Fliegersicht.

Einige Schritte den Graben hin – da hat man's in der Nase, das Grässliche, das Gestaltlose; verendende Atome, Miniteilchen der Auflösung: Da liegen unter garstigem, chaotischem Trümmerwerk neun Mann. Maschinengewehrbedienung mit Gewehr. Eine Tafel zeigt unbeholfen die Tatsache an, was gänzlich überflüssig wäre: ein bestialischer Ozon registriert dies weit eindrücklicher. Am Wall und Brettverschalung die angetrockneten Überbleibsel von verspritzten Gehirnen und gestandenes Blut auf den Sandsäcken.

Da hier steht wieder sowas: »Deine Kameraden ruhen hier in ›Gott«. Ruhen? Davon kann keine Rede sein in der Hölle.

Weiterhin der Kompanieführerunterstand: ein Haufen Betonklötze und darunter neun Soldaten. Den Kompanieführer soll man rausgezogen haben. So kann man fortmachen auf dem Thema, lang und breit. Wie ein Kranker bin ich dahingegangen, wie einer, der an sich selbst leidet. Mir scheint, dass es so war: Man leidet an sich selbst, also dass es mich erbarmte. Unsere Krankheit ist: Mensch! Dass ich nicht heule wie ein Hund ist alles. (23. Juni)

Auf der Höhe Morval eine Granate neben mir krepirt. Ich dagelegen, Pulver im Mund – Feuer vor den Augen. Dann nichts mehr als das Gefühl, gestorben zu sein. Und nachher als ich wieder auf die Füße kam, heil und unverwundet. Nur die Knie haben gezittert. Zu Amt Zimmerle gewankt, dort haben sie mir Wein gegeben. Bald ist mir wohler geworden. Alle haben sich gewundert, dass ich noch da war. Ein winziges Loch im Ärmel vom Pulver oder einem vorbeifliegenden Sprengstück war alles, was zu sehen war. (20. August)

Was machen wir? Ja was machen wir? Weiter – sagen die feisten Kriegsgewinner, weiter – die Diplomaten, weiter – noch allerhand andere Dummköpfe, die sogar mit in der Verdammnis sind. Oh mein Herrgott! Hilf mir, dass ich mich nicht versündige und Dich bitte, mir den Verstand zu nehmen. Aber auch ich sage ja: weiter!! Die Reptilien um uns her blähen sich noch. Sie haben Bäuche wie Kriegslieferanten. Voll Gift und Niedertracht, aus dem Staub großgezogen. Herrgott verzeih mir, wenn ich oft meine, Du seist alt und rückenmarksleidend, dass Du diesen siedendes Pech in die Froschwänste gießt. In meinem Hirnkasten ist Glatteis. Ich rutsche und stolpere über mich selbst und über – Deine Geduld, ach mein Herrgott. Ich werde mir über Deiner Geduld den Hals brechen. So oder so – Vernunft ist nur noch ein logischer Schnitzer. Loskommen, loskommen davon. Loskommen von allem.

Dass Du nimmermehr mir in die Parade fahren könntest – in meine Lumpenparade. Die Lumpenkonjugationen sind endlos. Lumpen haben Prädikate, Lumpen haben Achselstücke, Lumpen haben Kronen – Lumpen sind im Himmel und in der Hölle. Wer doch ein Lump sein könnte mit Lumpen! Ich wundere mich, wie es Leute gibt, die mit Formeln auskommen und sich wohlbefinden. Und doch kann man im Augenblick doch nur im Frieden leben, wenn man sich mit einer solchen Formel auspolstert, sich die Tatsachen fernhält. Man frisst friedlich aus dem allgemeinen Sautrog und hält sich für des Völkchens Priester, wenn man mit einer dunklen Färbung hofiert. Nein, nein! Ich will nicht in Frieden leben, will kein Schweinepriester sein.

Der Krieg ist unsere fixe Idee, denke ich. Die Erkenntnis ist fürchterlich und verdient ewige Dauer. Oh, dass man sie los würde, dass man sich selbst loswürde. Und man steht vor dem neuen Jahr und einer neuen Ära. Es ist ja gleichgültig. Man begräbt, was allweil noch an Vernunft in den Ecken glimmt. Wohl bekomms! Und alles wäre gut. Wie heute die Sonne über die Hütten huschte. Ich hab's zu malen versucht. Und wie die Sterne glänzten. – Die tragen keiner solches Erdenpack. (19. bis 22. Dezember)

Der Eingang zu den Katakomben ist von einer schweren Granate zugeschüttet. Sechs Mann sind drunter gelegen. Drei davon konnten schwer betäubt ausgegraben werden. Zwei andere sind tot. Einer davon hängt den Kopf heraus. Er stöhnte noch unmittelbar nach dem Einschlag. War ihm aber nimmer zu helfen. Es ist der Bruder vom Telefon-Unteroffizier Groll bei der Abteilung, den ich vorgestern erst gesprochen habe.

Eben hat man von den Verschütteten den obersten rausgebracht. Ein anderer ist bloßgelegt. Er steht aufrecht an die Wand gelehnt mit völlig zerdrücktem Schädel und Knochen. Die Gasmasken hat er fest umklammert. Sein Gehirn klebt rings an den Stollenrahmen. (12./13. Januar 1917)

Inzwischen ist der Rückzug vollzogen in der Nacht vom 16. auf den 17. Einige Stunden auf den Straßen stehen, zuerst in Villers-Stoncourt, wo die ganze Ortschaft ein Riesenfanal war mit Ausnahme einzelner Steinbauten wie das ehemalige Feldlazarett, das aber zur Vorsorge (oder in dem Fall Nachsorge) irgendwo in seinen Mauern eine Höllenmaschine birgt, die wie das Gerücht geht, nach 18 Tagen losgehen soll. Also etwa gerade dann, wenn ein englischer Truppenstab es sich darin behaglich gemacht hat. Prost Mahlzeit!? Wenn bloß keine Verwundeten hineingebracht werden! Zwar wäre dies ja im Grunde einerlei, wenn schon einige draufgehen werden. (Ich lese den Satz nochmal durch, und merkwürdig – wunder mich keineswegs über seine Rohheit.) (18. März)